

Sprachgeschichte als Systemgeschichte

Frühjahrstagungen des Instituts für deutsche Sprache bewirken nicht selten einen heilsamen Zwang, zu aktuellen Fragen Stellung zu nehmen, selbst dann, wenn dies angesichts des Entwicklungsstandes unserer Wissenschaft nur vorläufig und gewissermaßen im Vorgriff möglich sein kann. Dies gilt auch für meinen Versuch über 'Sprachgeschichte als Systemgeschichte', welchen ich auf Ersuchen des Herrn Präsidenten, der hierzu vielleicht besser selbst als Verfasser einer bekannten "Sprachgeschichte" das Wort sachkundig ergriffen hätte, nun zu unternehmen habe. Vom "S p r a c h s y s t e m" hat man auch v o r Ferdinand de Saussure schon gesprochen; vor allem Wilhelm von Humboldt ist hier zu nennen: "Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Teil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen...immer nur einen abgesonderten Teil dieses Gewebes, tut dies aber instinkartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne notwendig in Übereinstimmung stehen muß, im gleichen Augenblick gegenwärtig"¹, d.h. der Sprecher habe "ein instinkartiges Vorgefühl des ganzen Systems", so Humboldt in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts – zu einer Zeit als auch der junge Indogermanist A.F. Pott zu seinen 'Etymologischen Forschungen' (1833) erklärt: "Natürlich, Sprache ist ein Bezeichnungssystem; was wäre aber ein System ohne Wechselbedingtheit"?² Letztlich ist die Vorstellung der Sprache als eines wohlgegliederten, zusammenhängenden Ganzen natürlich schon im Begriff "Sprache" selbst angelegt. Sobald man über die Äußerungen einzelner Sprecher hinaus greift, von diesen Einzelreden die "S p r a c h e" als besondere Größe abzuheben beginnt und von der deutschen, englischen oder irgendeiner anderen Sprache spricht, wird im Grunde eine Ganzheit eigener Art und Struktur angenommen und als selbstverständliche Tatsache hingestellt. Wer darüber hinaus vom "S y s t e m der Sprache" spricht, betont nur stärker noch den geordneten Zusammenhang, und er fordert mit dieser Leitidee eine Beachtung der systemhaften Zusammenhänge durch die Sprachwissenschaft. Angesichts dieser einleuchtenden Forderung ist es uns in den letzten Jahrzehnten beinahe selbstverständlich geworden, nicht mehr einzelne Laute, Flexionsformen oder Wörter "atomistisch" für sich zu untersuchen – ohne Beachtung des Verhältnisses zu sprachlichen Einheiten gleicher oder ähnlicher Art. Schon J. Grimm

hatte ja mit seiner Beschreibung der germanischen und hochdeutschen Lautverschiebungen einen frühen Beweis für die Nützlichkeit systemhafter Betrachtung gegeben, wenngleich zur Erhellung dieser reihenhaften Umstrukturierung des indogermanischen bzw. germanischen Konsonantensystems noch sehr viel Scharfsinn neuerer Forscher aufgewendet worden ist.³ Macht man mit der Systembetrachtung der Sprache ernst, so drohen freilich andere Nachteile: nicht mehr der Vereinzelung sprachlicher Elemente gegenüber gleichrangigen, sondern der künstlichen Isolierung einzelner Bereiche, etwa des Lautsystems oder des Formensystems von allen übrigen (Syntax, Semantik) und – damit zusammenhängend – die Isolierung vom sprechsituationellen Kontext, wo all diese auf Kooperation angelegten Mittel zusammenwirken und das ausmachen, was man die "soziale Wirklichkeit" der Sprache nennt. So ist die sog. "System-Linguistik" etwas in Verruf geraten, bevor sie noch Gelegenheit gehabt hat, ihren Nutzen für die sprachwissenschaftliche Praxis voll zu erweisen, was freilich mehr oder weniger das Schicksal aller in rascher Folge proklamierten Linguistiken zu sein scheint – im Unterschied etwa noch zu den sog. "Junggrammatikern" der Generation von H. Paul. Am ehesten ist der Systemgedanke noch bei der Erforschung der Lautsysteme, also im Bereiche der Phonologie, fruchtbar gemacht worden⁴, wo die Anzahl sprachlicher Einheiten sowie der sie unterscheidenden Merkmale einigermaßen begrenzt und überschaubar ist. Denn, um noch einmal Wilhelm von Humboldt zu zitieren, "in der Sprache entscheidet ... nicht gerade der Reichtum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegenteil auf keusche Beschränkung auf die der Rede notwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an".⁵ Störung und mögliche Wiederherstellung des Gleichgewichts konnten offenbar im "Lautsystem" am besten beobachtet werden, wo – anders als etwa im lexikalischen Bereich – "ein hoher Grad von Kohäsion"⁶ zwischen den relativ wenigen Einheiten zu bestehen scheint, sodaß jede qualitative oder quantitative Änderung an einer Stelle sich unmittelbar auf das Ganze ändernd auswirkt. Wenn dies zutrifft – wir lassen Streitfragen einmal beiseite, z.B. ob der Zusammenfall zweier Phoneme, deren Opposition funktionell wenig belastet ist, schon zum störenden Ungleichgewicht des Lautsystems führen kann – wenn dies alles zutrifft, so ist ein solches, sprecherunabhängiges Symmetriestreben eines idealen Systems⁷ jedenfalls noch nicht für alle anderen Bereiche der Sprache erwiesen, was zu beachten und eher als positiv zu werten ist. Denn würde Sprachgeschichte als Systemgeschichte so dargestellt, dann ergäbe dies ein ebenso einfaches wie einseitiges Bild; und man fragt sich, ob man mit einem Historiker zufrieden wäre, in dessen Welt- oder Landesgeschichte nur davon die Rede wäre, wie bestimmte Kräfte ein Gleichgewicht stören, das andere mühsam aufgebaut haben

und – systemimmanenten Attraktionen oder Pressionen folgend – wiederherstellen. Will man diese mechanistische und unergiebigkeitige Sicht der Geschichte vermeiden, so gilt es für den Sprachwissenschaftler offenbar, einen angemessenen, d.h. nicht zu starren und nicht zu simplen Systembegriff anzuwenden und bewußt zu halten, daß "System" nur ein Hilfsbegriff oder Erklärungsprinzip der wissenschaftlichen Beschreibung, nicht das Forschungsobjekt selbst ist, wenngleich sicher weitgehende Einigkeit darüber besteht, daß die Sprache kein Konglomerat ungeordneter, beziehungslos isolierter Einzelteile, sondern etwas ist, das Struktur hat und auf Grund erkennbarer Regularitäten systematisch-wissenschaftlicher Beschreibung zugänglich ist. Die Aufgabe kann jedoch nicht einfach lauten, das System der Sprache und seine Veränderung zu beschreiben, sondern: zu prüfen, wie weit Sprache als funktionierendes "System" oder als "System von Systemen" ("Polysystem") beschreibbar ist und entsprechend ihre Veränderung als "Systemgeschichte" bzw. als strukturelle Entwicklung in Richtung einer größeren "Systemhaftigkeit" – im Sinne Coserius also eine "Systematisierung"⁸ zur Erhöhung der Funktionsfähigkeit.

Ohne die großartigen Versuche bisheriger Sprachgeschichtsschreibung herabwürdigend zu wollen, ist festzustellen, daß die angedeuteten Aufgaben zwar gestellt, aber noch kaum bewältigt sind. Dies ist sicherlich nicht so sehr eine Folge der zeitweilig dominanten geschichtsfeindlichen Strömung in der Sprachwissenschaft, die solcher Problematik wertvolle Kräfte entzogen hat, sondern eher noch eine Auswirkung von Schwierigkeiten, die im Forschungsobjekt selbst begründet sind. Eine zureichende wissenschaftliche Gesamtbeschreibung einer Sprache als System ist, wie Sie wissen, nicht einmal im bevorzugten Bereich synchronischer Darstellung der Gegenwartssprache geglückt, wo uns außer einer Fülle von Texten und Informanten auch das Korrektiv der eigenen "Sprachkompetenz" sowie des eigenen Sprachbewußtseins zur Verfügung stehen. Je weiter wir aber in die Vergangenheit zurückgehen, umso schwieriger wird es, aus den zunehmend fragmentarischen Quellen und den wenigen metasprachlichen Äußerungen ein systematisch abgerundetes Bild der Sprache und ihrer Wirkungsmöglichkeiten – auch solcher, die nicht auf der schriftsprachlichen Ebene liegen und in der schriftlichen Überlieferung nur indirekt faßbar sind – zu gewinnen, ganz zu schweigen von den Schwierigkeiten der Rekonstruktion vor-literarischer Sprachzustände. Wir befinden uns hier in der prinzipiell gleichen Lage wie jeder Historiker, dessen schwieriges Geschäft Wilhelm von Humboldt einmal folgendermaßen umschrieben hat: "Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst..."

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt"; "daher sind die Thatsachen der Geschichte...wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist, für wahr anzunehmen, weil sie am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen".⁹ In der historischen Sprachwissenschaft ergeht es uns nicht besser. Was uns dabei besonders zu schaffen macht, ist die "Grammatik des Unbelegten".¹⁰ Die Frage, ob eine sprachliche Form nur zufällig unbelegt ist, oder ob sie überhaupt zur damaligen Zeit unüblich war, bedarf jeweils sorgfältiger Prüfung. Einerseits darf man "sprachlichen Tiefseebewohnern"¹¹, die zufälligerweise oder auf Grund des einseitigen Charakters unserer literarischen Überlieferung nicht früher an der Oberfläche unserer Texte erscheinen, nicht leichtfertig jedwede frühere Existenz absprechen – man denke z.B. an die Pronominalformen des *Duals*, die in den althochdeutschen Quellen so gut wie ganz fehlen, ebenso bei den klassischen mittelhochdeutschen Autoren, dann aber – Ende 13./Anfang 14. Jh. – im 'Fürstenbuch' des Wieners Jans Enikel sowie in der Reimchronik des Steirers Ottokar wieder auftauchen und wie in den heutigen bairischen Mundarten – nicht mehr dualisch, sondern pluralisch – gebraucht werden.¹² Andererseits muß man sich vor einer "Übersystematisierung" hüten, insbesondere vor der "Vollständigkeitssucht", die – ohne Rücksicht auf den wirklichen Sprachgebrauch (die Norm der Nutzung systemgebotener Möglichkeiten) – pedantisch lückenlose Paradigmen aufstellt und z.B., wie der Gräzist H. Fränkel angeprangert hat, "in unsern griechischen und lateinischen Lehrbüchern die Paradigmen für sämtliche Arten von Substantiven in allen Genera und Numeri durch die Einschaltung von angeblichen *Vokativ* formen komplettiert", "statt eine wahrheitsgemäße Feststellung zu bringen: Für Personennamen, und für den Singular von einigen Appellativen, die gern zur Anrede benutzt werden...hat man in bescheidenem Umfang eigne Vokativformen geschaffen".¹³ Der Sprache sei "an einer gleichmäßigen Verteilung ihrer Gaben über alle Bezirke möglicher Wirklichkeit hin, auf kategorialer Basis, nichts gelegen; sie ist parteiisch, weil sie praktisch sein will und ist".¹⁴ Was gemessen an einem Idealsystem mangelhaft oder unausgewogen zu sein scheint, möge kommunikativen Bedürfnissen durchaus entsprechen¹⁵, die man bei der Beschreibung der Sprache und ihrer geschichtlichen Veränderungen nicht außer Acht lassen darf, wenn man grobe Fehleinschätzungen der Sprachwirklichkeit vermeiden und nicht einem sterilen Paradigmendenken verfallen will. Wie kann man sich vor solchen Gefahren m e t h o -

disch absichern? Zunächst, indem man die Aufgabe wieder sehr ernst nimmt, ein zureichendes, möglichst vielseitiges Text-Korpus als Fundament aller datengegründeten Urteilsbildung zu schaffen; und zweitens, indem man diese verfügbaren Quellen kritisch nutzt. Dazu gehört die textkritische Prüfung der Überlieferung im philologischen Sinne ebenso wie die textlinguistische Klärung der Textart und speziellen Textfunktion, so daß Gattungsnormen, stilistische Intentionen und soziokulturelle Bedingtheit (etwa eines Übersetzungstextes) in Rechnung gestellt werden können. Auf eine leichtfertige Ergänzung "fehlender" Daten aus unserer Kenntnis anderer Sprachzustände oder verwandter Sprachen ist tunlichst zu verzichten, stattdessen zu prüfen, wie weit in einem bestimmten Funktionsbereich des Unbelegten andere sprachliche Mittel als Träger einer ähnlichen Funktion zu beobachten sind¹⁶, und selbstverständlich auch, ob "das Gefüge von funktionellen (distinktiven) Oppositionen"¹⁷, die sich in den untersuchten Sprachdenkmälern eines bestimmten Zeitraumes feststellen lassen, überhaupt schon die strukturelle Möglichkeit der betreffenden Funktion enthält, d.h. ob im sich abzeichnenden System der damaligen Ausdrucksmöglichkeiten ein entsprechendes realisierbares Muster schon gegeben war — als "instrumentale Konvention"¹⁸ zumindest einer bestimmten wortführenden Gruppe mit erhöhten Ausdrucksbedürfnissen und weitestem Kommunikationsradius. Da man im sprachlichen Leben nicht mit der ewigen Wiederkehr des Gleichen rechnen, sondern eine lebende Sprache als "ständig sich verbesserndes Provisorium"¹⁹ ansehen darf, muß man natürlich bei jeder Korpusanalyse der "Dialektik zwischen Variante und Regel"²⁰ besondere Aufmerksamkeit widmen. In Varianten können sich Tendenzen zu einer einfacheren oder deutlicheren Sprachstruktur abzeichnen, Ansätze zu einer größeren Systemhaftigkeit und Regelmäßigkeit (z.B. durch Anpassung kleiner Sondergruppen an große Flexionsklassen, Tendenz zur Beseitigung der Heteroklasie oder auch Heteronymie, etwa statt der ahd. Opposition *bunt-zôha* mhd. *bunt-hundinne*), andererseits auch vielleicht Ansätze zur Vermehrung der distinktiven Möglichkeiten (etwa durch Funktionalisierung lautlicher bzw. semantischer Varianten), wobei nicht nur schon sprachübliche Kategorien deutlicher und reihenhaft gleichbleibend ("iso-morph") ausgeprägt werden (z.B. die Unterscheidung zwischen Singular und Plural), sondern auch neue (z.B. das Futur) zu strukturieren versucht werden. Hier vor allem, in der individuellen Anwendung der Sprache, die teilweise über die Grenzen des bisher Realisierten hinausgehen kann, findet sich das, was wir mit E. Coseriu das "System in Bewegung" oder "systematisches Werden der Sprache"²¹ nennen können. Zu erfassen und darzustellen ist dies natürlich nicht im globalen Zugriff — etwa in der Art einer Gesamtaufnahme des sprachlichen Panoramas —, sondern im ge-

nauen Aufarbeiten einzelner Bereiche. Die Auffassung, daß die Sprache eher ein "Polysystem" als ein einziges System sei, kann sich hier als nützliche Arbeitshypothese erweisen. Offensichtlich gibt es ja so etwas wie "kooperierende Teilsysteme", oder sagen wir zunächst vorsichtiger: Gruppen sprachlicher Zeichen, die jeweils untereinander enger zusammengehören, weil sie ähnliche Merkmale und ähnliche Aufgaben haben. Sie mit dem Zweck genauerer Analyse in paradigmatischer und syntagmatisch-kommunikativer Hinsicht zunächst vorläufig für sich zu untersuchen, ist theoretisch gerechtfertigt und aus praktischen Gründen notwendig. Das gilt für das sog. "Vokal-System"²², welches die silbengipfelbildenden "Kernphoneme" umfaßt, ebenso wie z.B. für das "semantische System" der sog. "Modalverben"²³, die im Zusammenspiel mit "Modaladverbien" eine wichtige Ergänzung des verbalen "Modusystems" bilden. Abgrenzungsfragen werden natürlich, besonders auch bei der Aufstellung lexikalischer Paradigmen, zu schaffen machen, doch sollte man sie angesichts der Vorläufigkeit einer nur zeitweiligen Isolierung solcher Teilsysteme nicht überbewerten. Entscheidend ist, daß es gelingt, für den jeweiligen Kernbestand besonders eng zusammengehöriger Zeichen die wesentlichen Merkmale zu ermitteln, welche die Ähnlichkeit sowie abgestufte Verschiedenheit ausmachen und die Regularitäten der Anwendung bedingen. Als "peripher" erscheinende Phänomene – z.B. Ansätze zur systemhaften Integration von Fremdphonemen oder etwa von Verben wie *brauchen* in das Paradigma der Modalverben – dürfen selbstverständlich ebensowenig unerwähnt bleiben wie die Sekundärverwendung bestimmter Morpheme im untersuchten Funktionsbereich, deren Primärfunktion in einem anderen Bereich liegt (Bsp. etwa die Kollektivverwendung usueller Abstrakta: *Be-stuhl-ung* neben oder statt *Ge-stübl*). Der Auf-, Um- oder Ausbau eines grammatischen oder lexikalischen Teilsystems sollte, wie schon früher gefordert, nicht ohne Bezug auf die kommunikativen Bedürfnisse der Sprachträger untersucht werden. Dies ist z.T. sehr leicht, so im Falle der *Anrede-epronoma*, die infolge soziokultureller Änderungen differenzierter werden, d.h. zum alten Du-zen tritt im Mittelhochdeutschen als Höflichkeitsanrede das Ihr-zen, im älteren Neuhochdeutschen das Er-zen und stattdessen dann das Sie-zen.²⁴ Es ist dabei bemerkenswert, daß die – metasprachliche Reflexion widerspiegelnde – Verbableitung *du-zen* erst im Mittelhochdeutschen, und zwar nur wenig später als *i(h)r-zen*, aufkommt, nachdem eben die neue Opposition *du – i(h)r* in höfischen Kreisen üblich geworden war. Neu ist vor allem die veränderte Gebrauchsnorm von *ir*, das nicht mehr einfach den Funktionswert "Angesprochene" hat (= Plural von *du*; "du und du..."), sondern auch einen *Reverenz-*

faktor signalisiert: Angesprochene(r) als Angehörige(r) einer gesellschaftlichen Gruppe, der Respekt und höfliche Distanz auszudrücken ist. Infolge dieser "Grammatikalisierung des Höflichkeitsverhaltens" (H. Steger) erhält aber auch *du* jetzt einen anderen Status, den der *vertraulich*en Anrede – sei dies nun Ausdruck eines Gemeinschaftsgefühls oder der Geringschätzung –, also eine *beidseitige* Veränderung, die in der Folge auch *syntagmatische* Auswirkungen hat. Konnten zunächst außer Ruf- oder Verwandtschaftsnamen auch *Standes*bezeichnungen mit *du* verbunden werden, so tritt nun *i(b)r* zunehmend in dieses syntaktische Zusammenspiel mit Standesbezeichnungen ein, im Nhd. natürlich dann *Sie*, das zunächst pluralische Titel oder abstrakte Anredeumschreibungen wie *Eure Fürstliche Gnaden* wieder aufnimmt. Dessen Sieg über *Ihr* erklärt sich wohl nicht nur aus dem Streben nach einer unverbrauchten Ausdrucksform von noch größerer Höflichkeit, die eine direkte Anrede vermeidet. Fördernde Bedingung war gewiß auch die störende lautliche Ähnlichkeit der Pronomina *Ihr* und *er* in schwachtoniger Position²⁵, z.B. in Fällen wie *Komm-t'r (Ihr/er)?* Daß aber die Entwicklung der deutschen Anredeformen nicht nur als "interne Systemwandel" vor sich gegangen ist, scheint offenkundig. Sie hängt zusammen mit Veränderungen des sozialen und sprachlichen Rollenverhaltens, wobei die neue Konvention zunächst in starkem Maße spätlateinischen bzw. romanischen Regelungen folgt. Dies zeigt schon das älteste, zunächst vereinzelte Vorkommen der pluralischen Anrede im 9. Jh., bei Otfrid von Weissenburg, der in der gereimten Zuschrift seines Evangelienbuches an den Bischof Salomo von Konstanz Z. 7 wie selbstverständlich schreibt: "*Oba ir biar findet iáuuibt thés, thaz uuirdig ist thes lésannes/ iz iúer búgu iruuálo*"²⁶ (Wenn Ihr hier etwas Lesenswertes findet, so möge Euer Geist es prüfend durchwandern). In der voranstehenden lateinischen Zuschrift an den Erzbischof Liutbert von Mainz heißt es an den entsprechenden Stellen natürlich *vos* und *vestrae excellentissimae prudentiae*; und es fehlt auch nicht die das Ichpronomen vermeidende Demutsfloskel *mea parvitas*, die später durch die Lehnwendung *meine wenigkeit* einge-deutscht wird, Gegenstück natürlich zu *Eure Hobeit*.²⁷

Die angedeutete Vielfalt der syntagmatisch-kommunikativen Bezüge eines untersuchten Paradigmas – unter Beachtung eventueller Interferenzen – zureichend zu beschreiben, ist nicht immer leicht, aber es ist möglich und aufschlußreich. Was die Strukturierung des Wortschatzes angeht, den Auf- und Ausbau *lexikalischer* Paradigmen für die sprachliche Erschließung von Bereichen, die der Sprachgemeinschaft oder zunächst bestimmten Gruppen ausdrucks-wichtig werden, so habe ich bereits auf der Jahrestagung 1968 das mhd.-frühnhd. Paradigma der alters- und geschlechtsdif-

ferenzierenden Personenbezeichnungen als Modellfall vorgeführt. Ich will dies nicht wiederholen, sondern einfach auf das Jahrbuch 1968 verweisen²⁸ und auf meinen Beitrag in der Tschirch-Festschrift über die sprachliche Erfassung der "Vorfahren".²⁹ Stattdessen möchte ich Ihre Aufmerksamkeit hier noch auf einen anderen, mehr grammatischen Beispielfall lenken, die Funktionsklassen der Präpositionen und Konjunktionen. Daß die allmählich aufgebaute, komplementäre Mannigfaltigkeit des Präpositional- und Konjunkional-"Repertoires" in Zusammenhang mit der zunehmenden Notwendigkeit zu sehen ist, zeiträumliche oder ursächliche Beziehungen für einen situationsfernen Hörer genauer zu fixieren, scheint sicher. Dieser verfolgbare Differenzierungsprozeß ist aber nun nicht einfach von steigenden Exaktheitsansprüchen bedingt. Diese hängen wiederum zusammen mit dem sich weitenden Kommunikationradius, der dann auch das Sprechen etwa über fachwissenschaftliche Sachverhalte sowie die Konfrontation mit anderen Sprachen im Übersetzungsvorgang einschließt; und selbstverständlich besteht auch ein Zusammenhang mit der zunehmenden Verschriftlichung³⁰ der Sprache, welche in dieser Existenz- und Wirkungsform erst den Aufbau größerer Komplexe auf einer höheren Abstraktionsstufe gestattet, wo dann die explizite Bezeichnung der jeweils ausgedrückten hypotaktischen Beziehungen notwendig wird. Hierfür konnte der anfängliche Bestand weniger polysemer Fügewörter ohne eindeutigen Signalwert nicht mehr genügen, weshalb in der deutschen Schriftsprache sehr früh, besonders aber zwischen 1300 und 1700 der Aufbau eines entsprechenden Zeichenrepertoires zu verfolgen ist. Während z.B. mhd. *so* Haupt- und Gliedsätze der verschiedensten Funktion einleiten konnte (besonders Temporal-, Konditional-, Relativ- und Vergleichssätze), setzt sich im frühen Nhd. allmählich eine Reihe von Erweiterungsformen mit speziellen Funktionswerten durch, z.T. mit einer bestimmten Tempus- und Modusform des finiten Verbs verbunden: *so-bald*, *so-wie*, *so-lange*, *so-oft*, *so-fern* und *al-s* (mit verstärkendem akzentragenden *al*, aber Verlust des zu *a* abgeschwächten *o*), wohingegen die ungekürzt gelassene zweisilbige Form *al-so* trotz möglicher Anfangsstellung keine Gliedsatzeinleitung ist und eine ganz andere Aufgabe erfüllt: eine Folgerung anzuzeigen.³¹ In dem Maße wie eindeutige Nebensatzeinleitungen üblich werden, werden natürlich die Konjunktivformen des Nebensatzverbs als Abhängigkeitssignal entbehrlich (z.B. im *damit*-Satz), so wie andererseits die Kasusformen des Substantivs zunehmend durch die ausgebaute Funktionsklasse der Präpositionen entlastet werden, vor allem in ihrem Bezug auf lokale, temporale, kausale oder modale Verhältnisse (statt *Hunger-s sterben* also *vor Hunger sterben*). Entlastung finden einfache Kasusformen aber auch durch das sog. "Präpositionalobjekt", wo die semantisch differenzierende Funktion der Präpositionen zugunsten

der verbspezifischen syntaktischen Verknüpfung zurücktritt.³² Auf das sich herausbildende funktionale Zusammenspiel der Präpositionen mit dem ebenfalls ausgebauten verbalen Präfixsystem kann ich aus Zeitgründen nur eben hinweisen.

Es ist auch an diesem letzten Beispiel deutlich geworden, daß man bei Teilanalysen nicht stehen bleiben darf, sondern *Q u e r b e z ü g e* beachten und versuchen muß, die gewonnenen Befunde zu anderen Befunden desselben Sprachzustands in Beziehung zu setzen. Stets stellt sich dabei die Frage, ob etwa das Vordringen bestimmter Neuerungen im Untersuchungsbereich mit dem Rückgang anderer Erscheinungen zusammenhängt oder aber das Aufkommen weiterer sprachlicher Veränderungen zu bedingen scheint. Offensichtlich sind nicht nur "*i n t e r p a r a d i g m a t i s c h e*" Zusammenhänge im engeren Sinne zu beachten (im Deutschen etwa zwischen dem Aufbau der pronominalen Adjektivflexion und dem teilweisen Abbau der Substantivflexion, deutlich z.B. im Nom. sing. *frisch-er Fisch*).³³ Ich erinnere nur an die bekannte Aufhebung aller qualitativen und quantitativen Vokaloppositionen in unbetonter Nebensilbenposition zugunsten des schwundbedrohten Vokals der "Indifferenzlage" ə. Die Auswirkungen dieser akzentbedingten Reduktionsprozesse des späteren Althochdeutschen sind offensichtlich nicht nur auf das Lautsystem beschränkt, sondern bedingen weitgehend Umstrukturierungen im Flexions- und Wortbildungssystem, die wieder nicht ohne Auswirkungen im Bereich der Syntax bleiben und andererseits Rückwirkungen wieder auf das Lautsystem haben. I. Dal hat meines Erachtens zu Recht darauf hingewiesen, daß die beim Übergang zum Mittelhochdeutschen zu beobachtende "Phonemisierung" der Umlautvarianten nicht einfach im direkten Zusammenhang mit dem Schwund der umlautbewirkenden *i*-Laute zu sehen ist, sondern daß der Typ der neuen gerundeten Vorderzungenvokale seinen phonemischen Status in dem Maße festigen konnte, wie der Umlautwechsel in den Paradigmen der Flexion und Wortbildung morphologisiert und funktionell genutzt wurde.³⁴ Ein Beispiel dafür, daß man sprachgeschichtliche Veränderungen nicht zu simpel und nicht nur als in *e i n e r* Richtung verlaufend sehen darf, auch nicht im Bilde einer "Kettenreaktion", wo etwa erst eine schon vollzogene Änderung die nächste auslöst und diese eine weitere nach sich zieht. Offensichtlich konnte man auf die nebetonige Vokaldifferenzierung deshalb zunehmend verzichten und der sprachgeschichtlichen Tendenz zur Stärkung der Stammsilben nachgeben, weil andere, zunächst redundante sprachliche Mittel bereits kommunikationssichernd mitwirkten. In der Rede (syntagmatisch) wirksame Behelfe können gewissermaßen aufgewertet und nützliche Varianten paradigmatisch anerkannt werden, d.h. bei zunehmender Kommunikationsnotwen-

digkeit kommt es zu einer grammatikalisierenden Systematisierung und Bereitstellung für künftige Sprechsituationen und Textfunktionen. Daß nicht alles in den grammatischen und lexikalischen Paradigmen bereitgestellt für künftige Sprecher gleichermaßen nützlich ist, da sie vielleicht Gruppen mit anderen Ausdrucksbedürfnissen angehören oder neue Sprechsituationen und Sachverhalte sprachlich bewältigen müssen, läßt dann wieder manche Unterscheidungen ungenutzt und einige strukturelle Systemansätze unausgebaut.³⁵ Manches wird nur noch gekannt, aber kaum mehr verwandt, ist also nun Bestandteil des "p a s s i v e n" Sprachschatzes und wird dann infolge einer kommunikativ notwendigen A u s w a h l aus den Möglichkeiten der sprachlichen Tradition aufgegeben; oder es verliert zumindest seinen alten Stellenwert, wie z.B. das Präteritum im Süddeutschen oder mhd. *hövesch*, das zwar in nhd. *hübsch* weiterlebt, aber aus dem Zentrum des aufgegebenen Feldes ständischer Wertbegriffe in das ausgebaute Paradigma ästhetischer Wertungsadjektive gerückt ist – nur noch Ausdrucksvariante für ein abgeschwächtes "schön".

Sprachgeschichte als Systemgeschichte hat es offensichtlich nicht mit einem geradlinig und bruchlos verlaufenden Systematisierungsprozess zu tun, der alle Bereiche der Sprache gleichmäßig erfaßt und vervollkommend weiterbildet. Nun kann man "Aufgabe alter Differenzierung", also R e d u z i e r u n g, und "Beginn neuer Differenzierung", also R e o r g a n i s a t i o n des Systems, als "E p o c h e n k r i t e r i u m" verwenden, wie das W. Betz 1960 in seinem Kopenhagener Vortrag "Spätzeiten" in der Geschichte der deutschen Sprache' getan hat.³⁶ Da jede Geschichtsschreibung aus praktischen Gründen gliedern muß, und – ich zitiere hier K. Baumgärtners Vortrag über 'Synchronie und Diachronie' (1968) – im Falle der Sprache es kaum oder nur annähernd möglich ist, den "gesamten Faktenzusammenhang... tatsächlich als eine lückenlose Aufeinanderfolge von Systemzuständen zu beschreiben"³⁷ – das "System in Bewegung"²¹ gleichsam in einer "panchronischen" Gesamtschau –, müssen Periodisierungen gewagt werden. Gerade Sprachgeschichte als Systemgeschichte kann hierzu einen wesentlichen Beitrag liefern. Wir können zwar nicht das sprachliche Verhalten desselben Sprechers oder derselben sozialen und regionalen Sprechergruppe in denselben Sprechsituationen durch die Jahrhunderte beobachten, wohl aber die Manifestation der "K r e a t i v i t ä t" vieler Generationen, Gruppen und schöpferischer Persönlichkeiten, die in der Auseinandersetzung mit der jeweils erfahrenen Wirklichkeit ihre sprachlichen Anlagen entfaltet und – in Erweiterung der überkommenen Zugriffsmöglichkeiten der Sprache – ein vielgliedriges, vielverwendbares Instrumentarium des Geistes geschaffen haben, das weit über die Zwecke der elementaren Verständigung hinausgeht. Wenn man aber mit Wilhelm

von Humboldt "die Sprachen als eine Arbeit des Geistes"³⁸ ansehen kann, so ist es nur legitim, in gewissen Abständen zu prüfen, welche strukturelle Organisation und "instrumentale Konvention"¹⁸ nunmehr gewonnen ist. Das Ergebnis wird interessanter sein, wenn man nicht Vergleichsbefunde beliebig vieler Sprachzustände anhäuft und die historische Betrachtung nicht auf die herausdestillierte "Folge von Veränderungsmengen" oder die Addition von "Innovationsregeln" reduziert, sondern "Sprachstadien" genauer und nur dort herausarbeitet, wo sich trotz aller Variabilität eine charakteristische systemhafte Identität in den Texten abzeichnet. Man wird jeweils prüfen müssen, welche lautlichen Merkmale distinktiv genutzt werden, um die spezifischen Lautstrukturen der sprachlichen Einheiten auszuprägen, welche "Funktionswortklassen" oder "Morpheminventare" kategoriale Unterscheidungen ermöglichen, sich – z.T. konvergierend oder auch konkurrierend ("Morphemfächer" einer Funktion) – das Funktionsfeld semantisch-syntaktischer Kategorien nunmehr aufteilen, d.h. zur geregelten Verwirklichung dominant gewordener Muster beim Auf- oder Einbau komplexer sprachlicher Einheiten (Wort-, Gruppen-, Satzbildung) bereitstehen. Nicht zuletzt ist auch die Frage nach der Wortschatzstrukturierung zu stellen, sowohl in Hinblick auf die Prägung durch Wortbildungsmuster (Motivationsbeziehungen) als auch auf fieldhafte Gruppierungen zu lexikalischen Paradigmen, die eine ungewöhnliche Vielgliedrigkeit syn- oder antonymischer Ausdrücke erlangt haben – dies vielleicht im Zusammenhang mit der Entwicklung bestimmter Funktionalsstile und der sprachlichen Erfassung (begrifflichen Neugliederung) besonders ausdrucks wichtig gewordener Sachbereiche. Hierbei sollte natürlich das Zusammenspiel zwischen Lexikon (bisheriger Ausdrucksskala des herkömmlichen Wortschatzes) sowie Wortbildung, und Syntax wieder besondere Beachtung finden. Man wird über den konstanten Zügen der Norm nicht allzu sehr abstrahierend und simplifizierend die Varianten vergessen dürfen. Sie sind nicht einfach durch den Hinweis auf einen Realisierungsspielraum abzutun, dessen keineswegs unveränderliche Spannweite ("Streuung", d.h. Richtung, Stärke und Häufigkeit der Abweichungen) ja gerade auch von den besonderen Gegebenheiten und Bedingungen des jeweiligen Sprachzustands abhängt, sondern sie sind als geschichtliche Erscheinung historisch zu interpretieren unter Berücksichtigung natürlich aller zur Aufhellung und rechten geschichtlichen Einschätzung geeigneten Gesichtspunkte, wobei die Möglichkeit der zeitweiligen "Koeexistenz" unterschiedlicher "Normensysteme" innerhalb des "Diasystems" einer größeren Sprachgemeinschaft mit verschiedenen sprachlichen Traditionen³⁹ und Kulturmittelpunkten ebensowenig vergessen werden darf wie das Vorkommen von Entwick-

lungstendenzen. So können Varianten Abweichungen erkennen lassen in Richtung einer systemgemäßen Änderung oder einer – Mängel und Grenzen des bisherigen Systems überwindenden – neuen Systematisierung, die – vielleicht in Anschluß an fremdsprachliche Muster oder an heimische ambivalente Scheinmuster – zweckmäßige Konstruktionen neuer Art hinzugewinnt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen daher solche “diachronisch-relevanten” Varianten, die auch Voraussagen über mögliche künftige Entwicklungen⁴⁰ und resultierende Strukturen erlauben, bei Sprachstadien der Vergangenheit natürlich den wichtigen Brückenschlag zur Darstellung nachfolgend geschilderter Sprachzustände. Daß es sich jeweils noch um Variation innerhalb desselben sprachlichen Entwicklungskontinuums und nicht etwa um Konstituierungszeichen einer sich als eigene Tradition abzweigenden “Tochtersprache” handelt, wo gleichsam ein neues “Kulturfaktum” entsteht und die gegenseitige Verständigung nicht mehr voll gegeben ist, muß natürlich gesichert sein.

Sehr viel wichtiger als absolute Vollständigkeit der Beschreibung, die weder erreichbar noch wünschenswert scheint, ist für die Sprachgeschichte das Finden des rechten Darstellungsstils. Heinrich Wölfflin hat einmal gesagt: “Es gibt kein objektives Sehen, und wenn zwei dasselbe zeichnen, sind es zwei verschiedene Bilder”.⁴¹ Bei wissenschaftlichen Darstellungen ist dies freilich weniger erwünscht, doch ist auch hier jede Beschreibung eines Befunds schon beinahe eine – unumgängliche Wertungen implizierende – Interpretation, jede theoriegesteuerte Auswahl und Anordnung von Fakten für die Darstellung sprachlicher Systeme und systemhafter Bewegungen eine subjektive Entscheidung, die nachprüfbar sein muß. Im übrigen wird der Erkenntniswert einer vornehmlich als “Systemgeschichte” versuchten Sprachgeschichte umso größer sein, je weniger man einfach “deskriptive Grammatiken verschiedener Perioden aneinanderreihet”⁴² und je angemessener das im Vergleich aufdeckbare zentrale Geschehen beschrieben wird: wie “das Werden der Sprache sich auf das Funktionieren hin verwirklicht”⁴³, d.h. der Bezugspunkt der Darstellung sollte ein funktionaler sein. Dabei wird sich eines Tages zeigen, wie weit den so dargestellten Entwicklungsabläufen aller systematisch beschriebenen Sprachen “zweckgerichtete Prinzipien mit universeller Gültigkeit”⁴⁴ zugrunde liegen. Doch wird – selbst vor dem Hintergrund eines noch utopischen Katalogs “diachronischer Universalien”⁴⁵ oder gar im Rahmen einer Universalgeschichte der Sprachen – die charakteristische Verschiedenheit der jeweils unter besonderen historischen Bedingungen⁴⁶ selektiv wirksam gewordenen “Kreativität”⁴⁷

der einzelnen Sprachgemeinschaften nicht weniger interessant sein. Denn geschichtliche Abläufe sind nicht nur immer gleichförmig wiederkehrende Erfüllung vorgezeichneter Muster, sondern auch Ergebnis menschlichen Handelns, dem glücklicherweise selbst bei der Entwicklung der Sprache ein gewisser – wenngleich nicht immer bewußt genutzter – Freiheitsraum möglicher Entscheidungen gelassen ist.

Anmerkungen

- 1 Schriften zur Sprache, hg. von M. Böhler, Stuttgart 1973, S. 65.
- 2 Zit. von E.F.K. Koerner, Ferdinand de Saussure, Braunschweig 1973, S. 357; ebda S. 357 ff. weitere Nachweise aus dem 19. Jh. Vgl. auch E. Hildenbrandt, Versuch einer kritischen Analyse des Cours de linguistique générale von Ferdinand de Saussure, Marburg 1972, S. 63 f.
- 3 Vgl. den Forschungsbericht von R. Schrodt, Die germanische Lautverschiebung und ihre Stellung im Kreise der indogermanischen Sprachen, Wien 1973.
- 4 "In den linguistischen Bereichen, die nicht zur Phonologie gehören", sind die Versuche, eine "Systemgeschichte" zu bilden, unglücklicherweise "sehr viel weniger fortgeschritten" T. Todorov – O. Ducrot, Enzyklopädisches Wörterbuch der Sprachwissenschaften, Frankfurt 1975, S. 166.
- 5 Schriften (s. Anm. 1) S. 65.
- 6 "un degré supérieur de cohésion" G. Francescato, Systèmes coexistants ou systèmes diachroniques, in: Neophilologus 44. Jg. (1961) S. 41.
- 7 Vgl. G. Schneider, Zum Begriff des Lautgesetzes in der Sprachwissenschaft seit den Junggrammatikern, Tübingen 1973, S. 237 ff.
- 8 E. Coseriu, Synchronie, Diachronie und Geschichte, München 1974, S. 236. Zur Kritik des linguistischen Systembegriffs vgl. auch J. Erben, Bemerkungen zu einigen Grundfragen wissenschaftlicher Sprachbeschreibung, in: Wirkendes Wort 3. Sonderheft (1961, H. Brinkmann gewidmet), S. 145; H. Bayer, Sprache als praktisches Bewußtsein, Düsseldorf 1975, S. 32 ff. und M. Wandruszka, Linguistik: Wissenschaft von den menschlichen Sprachen, Salzburg – München 1973, S. 12.
- 9 Wilhelm von Humboldt, Ges. Werke Bd. 1, Berlin 1841, S. 1 f.
- 10 H.B. Rosén, Die Grammatik des Unbelegten dargestellt an den Nominalkomposita bei Ennius, in: Lingua Bd. 21 (1968) S. 359 ff.
- 11 H. Jacobi, Compositum und Nebensatz, Bonn 1897, S. 75.
- 12 E. Kranzmayer, Der pluralische Gebrauch des alten Duals 'eß' und 'enk' im Bairischen – ein Beispiel für Homonymenflucht, in: Festschrift für D. Kralik, Horn 1954, S. 250.
- 13 H. Fränkel, Grammatik und Sprachwirklichkeit, München 1974, S. 386 f.
- 14 ebda S. 115.

- 15 Vgl. J. Erben, Über Nutzen und Nachteil der Ungenauigkeit des heutigen Deutsch, Mannheim 1970, S. 18 f.
- 16 Vgl. Rosén, a.a.O. (Anm. 10) S. 361.
- 17 E. Coseriu, Der periphrastische Verbalaspekt im Altgriechischen, in: Glotta Bd. 53 (1975) S. 1. C. hat in der Diskussion mit Recht darauf hingewiesen, daß auch von später belegten Formen Rückschlüsse möglich sind, wenn diese als offenkundige "Fortsetzungsformen" – z.B. in einigen romanischen Sprachen – bestimmte, zufällig unbelegte Bildungsweisen des Lateinischen notwendig voraussetzen; doch ist er ebenfalls der Ansicht, daß Unbelegtes, das auf Grund genauer Prüfung als existent angenommen werden muß, besonders zu kennzeichnen ist.
- 18 M. Wandruszka, Interlinguistik, München 1971, S. 25.
- 19 W. Lang, Probleme der allgemeinen Sprachtheorie, Stuttgart 1969, S. 113.
- 20 ebda S. 59.
- 21 Coseriu, a.a.O. (s. Anm. 8) S. 236.
- 22 Vgl. z.B. W.G. Moulton, Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 83 (Tübingen 1961/62) S. 1 ff.; im übrigen den Abschnitt 'Sprachlaute im System' bei H. Penzl, Vom Urgermanischen zum Neuhochochdeutschen. Eine historische Phonologie, Berlin 1975, S. 16 ff.
- 23 Vgl. z.B. den Versuch von G. Bech, Grundzüge der semantischen Entwicklungsgeschichte der hochdeutschen Modalverba, Kopenhagen 1951, sowie ders., Das semantische System der deutschen Modalverba, Kopenhagen 1949.
- 24 Vgl. I. Ljungerud, Der deutsche Anredestil, Geschichten und Geschichtliches (= Moderna språk monographs, Language No.2), der zwar hauptsächlich das neuere Deutsch untersucht, aber die einschlägige Literatur der Gesamtentwicklung verzeichnet.
- 25 Vgl. H. Wunderlich – H. Reis, Der deutsche Satzbau, Bd. 2, Stuttgart – Berlin³1925, S. 244; ferner Kranzmayer, a.a.O. (s. Anm. 12) S. 254: Im Bairischen konnte "das dualische *eß* erst in den Plural vorstoßen, seitdem die Schwachdruckform von *ibr* lautgleich mit der von *er* geworden war".
- 26 Ausgabe von J. Kelle, Regensburg 1856, S. 12.
- 27 Vgl. J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch Bd. 14, 1/2, Sp. 41 f. Otfrid spricht stattdessen von "*mīnes selbes niden*" H. 155.
- 28 Vgl. J. Erben, Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereich des Frühneuhochdeutschen, in: Sprache, Gegenwart und Geschichte (= Sprache der Gegenwart Bd. 5), Düsseldorf 1969, S. 224 ff. sowie J. Erben und H. Moser, Das Feld der alters- und geschlechtsdifferenzierenden Personenbezeichnungen im Tirolischen, in: Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie (= Festschrift für K. Finsterwalder), hg. von W. Meid, H.M. Ölberg, H. Schmeja, Innsbruck 1971, S. 241 ff. sowie zum Grundsätzlichen L. Seiffert, Wortfeldtheorie zwischen Sozio- und Systemlinguistik, in: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft, hg. von W. Müller-Seidel, München 1974, S. 347 ff.

- 29 Vgl. J. Erben, Zu den Verwandtschaftsbezeichnungen der Luthersprache. Die sprachliche Erfassung der 'Vorfahren', in: *Zeiten und Formen in Sprache und Dichtung* (= Festschrift für Fr. Tschirch), hg. von K.-H. Schirmer und B. Sowinski, Köln – Wien 1972, S. 376 ff. sowie: *Großvater und Enkel (Groß-/Klein-kind)*, zur Bezeichnungsgeschichte der "Kindes-kinder", in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* Jg. 1976 (= Festschrift für J. van Dam). Im Druck.
- 30 Vgl. H. Bayer, *Sprache als praktisches Bewußtsein*, Düsseldorf 1975, S. 110 ff. Interessant ist natürlich der Vergleich mit den heutigen *Mundarten* sowie "der Erwerb von Sätzen mit unterordnender Konjunktion" in der *Kindersprache*, H. Ramge, *Spracherwerb, Grundzüge der Sprachentwicklung des Kindes*, Tübingen ²1975, S. 98 ff.
- 31 Vgl. J. Erben, Frühneuhochdeutsch, in: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie*, hg. von L.E. Schmitt, Bd. 1. Sprachgeschichte, Berlin 1970, S. 434 sowie G. Schieb, Zum Nebensatzrepertoire des ersten deutschen Prosaromans, in: *Gedenkschrift für W. Foerste*, hg. von D. Hofmann, Köln – Wien 1970, S. 61 ff.; weiterhin in: *Studien zur Geschichte der deutschen Sprache* (= Bausteine zur Geschichte des Neuhochdeutschen, hg. von G. Feudel), Berlin 1972, S. 167 ff. und: *Linguistische Arbeitsberichte* Bd. 10 (= Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig), Leipzig 1974, S. 97 ff. Zu vergleichen ist jetzt auch die maschinenschriftliche Diss. von O. Putzer, *Konjunktionale Nebensätze und äquivalente Strukturen in der "Erchantnuzz der Svnd" des Heinrich von Langenstein* (Innsbruck 1976).
- 32 Weiteres s. J. Erben, *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*, München ¹¹1972, S. 138 und 148.
- 33 Vgl. J. Erben, Zur Morphologie der Wortarten im Deutschen, in: *Zs. f.d. Sprache* Bd. 21 (1965) S. 146 ff. Das Kasussystem bleibt im wesentlichen bewahrt, wird aber nun "hauptsächlich in den attributiven Wörtern verankert", in "neuen synthetischen Adjektivformen" I. Dal, *Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie*, in: *Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte*, Oslo – Bergen – Tromsø 1971, S. 168.
- 34 Vgl. I. Dal, Über den *i*-Umlaut im Deutschen, in: *Untersuchungen* (s. Anm. 33) S. 36 und 42.
- 35 Zum "Konflikt zwischen dem Syntagmatischen und dem Paradigmatischen" vgl. Coseriu, a.a.O. (s. Anm. 8) S. 111, im übrigen auch J. Erben, *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*, Berlin 1975, S. 139.
- 36 W. Betz, in: *Spätzeiten und Spätzeitlichkeit*, hg. von W. Kohlschmidt, Bern – München 1962, S. 149; hierzu J. Erben, ebda S. 97 f. Hinsichtlich der in der Diskussion aufgeworfenen Frage, welche Periodisierung ich für die deutsche Sprachgeschichte als angemessen ansehe, möchte ich auf meinen Beitrag Frühneuhochdeutsch (s. Anm. 31) S. 386 u. 439 sowie meine Besprechung der Sprachgeschichte von A. Bach verweisen, in: *Colloquia Germanica* 1969, S. 262.
- 37 K. Baumgärtner, *Synchronie und Diachronie in der Sprachstruktur. Faktum oder Idealisierung?* in: *Sprache, Gegenwart und Geschichte* (= *Sprache der Gegenwart* Bd. 5), Düsseldorf 1969, S. 64 und – über die "Panchronie der

- Sprache" – S. 61; nach Koerner, a.a.O. (s. Anm. 2) S. 291 dachte Saussure an die Möglichkeit "of studying language from a panchronic viewpoint, although he thought that it admitted general statements only and could not treat the concrete facts of language", vgl. auch Hildenbrandt, a.a.O. (s. Anm. 2) S. 60.
- 38 Humboldt, a.a.O. (s. Anm. 1) S. 37.
- 39 Vgl. Coseriu, a.a.O. (s. Anm. 8), S. 48 f., 53 f., und 113 f. Es ist also jeweils zu prüfen, wie weit "die sprachliche Variable durch K o v a r i a t i o n mit sozialer Schicht, ethnischer Zugehörigkeit, Altersstufe und Kontextstil definiert ist" (W. Labov, Über den Mechanismus des Sprachwandels, in: Zur Theorie der Sprachveränderung, hg. von G. Dinser, Kronberg 1974, S. 170), darüberhinaus, ob die "Ungleichförmigkeit" der Sprachkenntnisse in einer Sprachgemeinschaft nur von einem "System von koexistierenden G r a m m a - t i k e n" (S. Kanngießler, Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik, Tübingen 1972, S. 55 f. und 80) beschrieben werden kann.
- 40 P. Pauly, Zur Darstellung von Synchronie und Diachronie des Vokalismus im Deutschen, in: Deutsche Sprache 1 (1974) S. 335 ff., versucht den Befund "hat die Tendenz der Entwicklung zu" in einem "Kombinationsschema als Integrationsmöglichkeit für Synchronie und Diachronie" (S. 340 f.) darzustellen. Die in der Diskussion von I. Rosengren aufgeworfene Frage, ob das Aufdecken allgemeiner sprachgeschichtlicher Tendenzen in der Vergangenheit nicht auch dem Erkennen des modernen Sprachwandels zugute komme, ist gewiß zu bejahen, wenngleich das Wirksamwerden solcher Tendenzen von den besonderen Bedingungen des jeweiligen Sprachzustands abhängt.
- 41 H. Wölfflin, Vom Stil Albrecht Dürers, in: Deutscher Geist. Ein Lesebuch. Bd. 2, Berlin 1943, S. 864.
- 42 H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Tübingen ⁸1970, S. 23, vgl. auch S. 31 f. und 189 f. sowie H. Wellmann, Sprachgeschichtsschreibung und historische Grammatik, in: Wirkendes Wort Bd. 22 (1972) S. 201 f.
- 43 Coseriu, a.a.O. (s. Anm. 8) S. 237.
- 44 H. Seiler, Das linguistische Universalienproblem in neuer Sicht (= Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Vorträge G 200), Opladen 1975, S. 10; vgl. auch ebda S. 12 und 23.
- 45 H.M. Hoenigswald, Gibt es Universalien des Sprachwandels?, in: Zur Theorie der Sprachveränderung, hg. von G. Dinser, Kronberg 1974, S. 139. Über "die dynamischen Universalien" vgl. auch E. Coseriu, Die sprachlichen (und die anderen) Universalien, in: Sprachtheorie, hg. von B. Schlieben-Lange, Hamburg 1975, S. 135 und 151.
- 46 Dazu gehört auch die Art der jeweiligen "Gesellschaftsstruktur", die mit besonderen Kommunikations-situationen und -formen verbunden ist. Allerdings gibt es keinen einfachen Gleichlauf zwischen der Geschichte der Sprache und der Gesellschaft. Man darf auch nach Meinung der 'marxistisch-leninistischen Sprachwissenschaft' "nicht erwarten, daß gesellschaftliche Umwälzungen eine Sprache unmittelbar und grundstürzend umwandeln könnten. Die Sprache muß immer intakt sein und zur Kommunikation auch zwischen den Vertretern der verschiedenen Klassen bereitstehen, selbst in revolutionären Situationen. Wesentliche Teile des sprachlichen Systems werden nicht direkt von den Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur betroffen" R. Grosse, Ge-

sellschaftsstruktur und Sprachstruktur, in: Festschrift zur Feier des 125-jährigen Bestehens der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hg. von K. Schwabe, Berlin 1974, S. 108. Vgl. ferner G. Lerchner, Zu gesellschaftstheoretischen Implikationen der Sprachgeschichtsforschung, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 94 (Halle 1974) S. 143.

- 47 "Kreativität" wird hier also nicht "als individualpsychologische Komponente des Sprechens" verstanden; zur Problematik vgl. B. Imhasly, Der Begriff der sprachlichen Kreativität in der neueren Linguistik, Tübingen 1974, S. 19 u.ö.